

Uwe Tellkamp



Roman
Suhrkamp

Der
Schlaf
in den
Uhren

Uwe Tellkamp



Roman
Suhrkamp

Der
Schlaf
in den
Uhren

Uwe Tellkamp

Der Schlaf in den Uhren

Archipelagus 1

Roman

Suhrkamp

Zur optimalen Darstellung dieses eBook wird empfohlen, in den Einstellungen *Verlagsschrift* auszuwählen.

Die Wiedergabe von Gestaltungselementen, Farbigkeit sowie von Trennungen und Seitenumbrüchen ist abhängig vom jeweiligen Lesegerät und kann vom Verlag nicht beeinflusst werden.

Um Fehlermeldungen auf den Lesegeräten zu vermeiden werden inaktive Hyperlinks deaktiviert.

Die Handlung dieses Romans ist frei erfunden.

Die Personen, wie sie geschildert werden, leben in der Vorstellung und haben mit tatsächlich existierenden Menschen soviel gemein wie eine Skulptur mit dem Bildhauer.

eBook Suhrkamp Verlag Berlin 2022

Der vorliegende Text folgt der Erstausgabe, 2022.

© Suhrkamp Verlag AG, Berlin 2022

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Der Inhalt dieses eBooks ist urheberrechtlich geschützt. Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Für Inhalte von Webseiten Dritter, auf die in diesem Werk verwiesen wird, ist stets der jeweilige Anbieter oder Betreiber verantwortlich, wir übernehmen dafür keine Gewähr. Rechtswidrige Inhalte waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

Umschlaggestaltung: Hermann Michels und Regina Göllner

Umschlagfoto: Addictive Stock/photocase

eISBN 978-3-518-77514-1

www.suhrkamp.de

Der Schlaf in den Uhren

August 2015

Sommer 1989 – Januar 1990

Der Schlaf in den Uhren

I.Vigilie: Nemo

[*unleserlich*] ... ist die Ordnung. Wir von der Sicherheit haben nie daran gezweifelt. Er ist das Wort, und das Wort ist bei Ihm, der alles sieht und hört, nichts bleibt Ihm verborgen. Wie uns. Wir sind die Mitarbeiter des Systems, das Ihm auf Erden am nächsten kommt, wir, die Sicherheit. Es wäre falsch, uns zu den Ungläubigen zu rechnen. Die besten Köpfe unserer Behörde und der Kirche, die uns für Feinde hält, haben das immer gewußt.

Schon nach der ersten Wegbiegung befahl mich die alte Unsicherheit. Hier unten war nichts mehr zu hören außer dem Rieseln und Tropfen des Wassers, hin und wieder ein Hallen wie von einer Sprengung, ein ferner Pfiff der Schwarzen Mathilde, deren Tunnel weiter oben durch den Berg verlief. Ich nahm den Helm ab und wischte mir den Schweiß von der Stirn, die Wetterschächte waren lange nicht mehr gewartet worden. Einzelne Lichter hingen wie Zitronen an den Stiegen und vor den mit römischen Ziffern gekennzeichneten, vom Felsendom abzweigenden Gängen, ich fischte einen Kiesel aus der Manteltasche, warf ihn in die Schwärze, erst nach Sekunden ein Aufprall, Echos aus zunehmender Tiefe.

Mich aus der Verfassung zu befreien, die mich ans Gestern heftet, scheint nicht nur unmöglich, sondern Verrat zu sein; der Alte vom Berge verwies mich in die Abteilung zur Klärung von Sachverhalten:

– Wir haben davon noch keinen Begriff, sagte er, wir stehen immer noch am Anfang unserer Forschungen.

Waren sie anfangs noch nach außen gerichtet, in das Andere, wie hier gesagt wird, so richteten sie sich inzwischen auf die Kohleninsel selbst, ins Innere, und vielleicht bin nur ich ein leidenschaftlicherer Erkunder gewesen als Altberg, einer meiner Lehrer, oder »Nemo«, Lektor und Chronist, er genoß die Protektion eines der mächtigsten Mandarine

unserer Behörde, Marn, Leiter der Hauptverwaltung Aufklärung, des Lektorats I im Literaturkombinat.

Die Kohleninsel ein Labyrinth zu nennen wäre untertrieben, es gibt Labyrinth auf mehreren vertikalen und horizontalen Ebenen, die den Archipelagus durchziehen, wie wir unser Gebiet vorzugsweise nennen. Der einfache und Staatsname erscheint uns unpassend und allzu oberflächlich. Wir dachten, wenn wir handelten, stets an das Ganze, nicht nur an den Klecks, dessen amtliche Bürger wir waren. Labyrinth, manche in der Gestalt von Sternspindeln und Scheibengalaxien, deren Arme sich langsam und gleichmäßig in die Tiefe fraßen. Wie jede Behörde brauchten auch wir immer mehr Platz, die Abteilung Ozeanien glich, betrachtete man ihren Aufriß, einem Schneckenkegel, das Gerücht sagte, es sei möglich, von den Gängen unserer Kohleninseln zu denen der befreundeten Dienste zu gelangen, über Hunderte Kilometer, von unserer und von ihrer Seite gegraben. Labyrinth, die ins scheinbare Nichts führen, seit Jahrzehnten tote Bereiche, die Totenkammern, wurde gesagt, wo nicht mehr im Umlauf befindliche Akten lagern und hinter verplombten Türen die Vergangenheit. In anderen Verzweigungen drangvolle Enge, viele der leitenden Mitarbeiter, sogar der Minister, hatten ihre Lieblingsaufenthalte, arbeiteten, wenn der Sommer oben zu heiß wurde, gern unter Tage, in der Stille der Welt hier unten.

Man mußte es beherrschen, wie eine Aufgabe oder ein Gedächtnis, dachte ich, dieses System, dieses Körpersystem aus Wegen, Schluchten, Verzweigungen. Wir hier unten sind die Liebhaber der Erinnerung und die Feinde des Vergessens. Es gibt bei uns eine der besten Bibliotheken, wir haben eine Neigung zur Geographie, zur Geschichte, die Kartenwerkstatt mit ihren Kupferstechern bekommt regelmäßig den Dank der Chefs und einen der begehrten Präsentkörbe.

– Gute Landkarten werden in Kupfer gestochen und auf Leinen gezogen, gute Landkarten, sagte der Alte vom Berge, werden für die Ewigkeit gemacht. Kostet uns ein Heidengeld, aber auch wir haben unsere Schwächen und Steckenpferde. Frag Meister Sperber nach seiner

Sammlung menschlicher Abgründe. Ein schöner alter Geländeschnitt ist wenig gegen seine Kartographien.

Ich hatte einmal versucht, einen Lageplan zu zeichnen, doch hatte mich der Alte vom Berge an die ungeschriebenen Gesetze erinnert, eines davon wurde, wenn auch nicht offiziell, Sport und Spiel genannt, es wies auf die Freiheit hin, die das Auswendigwissen verschafft: Kenntnis und Gedächtnis, mit Mut verbrüdet, brauchten nichts Schriftliches, nichts, was etwas zeigte, und nichts, was verriet.

– Dabei sind wir hier unten auf Schriftliches versessen, sagte Altberg, nur was geschrieben ist, existiert, das ist auch eines der ungeschriebenen Gebote, ironischerweise. Man muß sich vor die Schreibmaschine setzen oder das Blatt Papier mit Handschrift bedecken, dann baut man sich hier eine Bleibe. Wir schätzen die Eleganz, wir ahnen, wo sie möglich wäre, aber wir begegnen ihr nur selten, hatte Altberg hinzugefügt, wir haben viel Sinn für Ästhetik. Während ich mit der Grubenlampe in die Gänge leuchtete, erinnerte ich mich daran, daß es auf der Kohleninsel Ost noch üblich war, Akten in preußischer und österreichischer Weise zu führen, letztere mit dem k. k. Aktenknoten versehen, viel verbindet uns mit Wien, und nicht nur der Minister hat bedauert, daß es von den sowjetischen Genossen, unseren Freunden, nicht besetzt geblieben ist. Eine Stadt wie geschaffen für uns. Ich verstehe, daß Altberg den Antrag gestellt hat, wieder Stahlfedern einzuführen, solches Schreibgerät, getaucht in die Kanzleitinte der Firma »Barock«, verbessert die Qualität der Texte ungemein, wobei es innerhalb der Kohleninsel die Blau- und die Schwarzfraktion gibt: Die einen bevorzugen das eigens für uns gemischte, zur Erhöhung der Farbbrillanz mit teuer importiertem Indigo statt einheimischem Färberwaid versetzte Dunkelblau, die anderen die Jahrhunderte überdauernde Eisengallustinte, die freilich den Nachteil hat, zu rosten und das Papier zu zerstören. Altberg und »Nemo« bringen es fertig, stundenlang vor alten Akten zu sitzen und sich an der Schönheit der Kanzleischrift zu berauschen, der Eleganz der Schnörkel und der Feinheit der Linien, mit denen man früher, als man noch wußte, daß

Schnelligkeit allein nur Ungeduld ist, die Beute umgarnte. Eine Weile hat man hier unten erwogen, zur Sütterlinschrift zurückzukehren.

– Wenn uns die Amerikaner eines Tages doch kidnappen, sagte Altberg, werden sie nichts als Galimathias vorfinden. Die Amerikaner scheitern an der Sütterlinschrift. Sie wollen an unsere Stoffe und Hinterlassenschaften, sie glauben etwas vom Dritten Reich zu verstehen, wollen uns anzapfen, doch daraus wird nichts werden, wenn wir endlich beginnen, die Schrift der Väter zu übernehmen. Wissen Sie, daß Hitler die Fraktur gehaßt hat? Das sei die Schwabacher Judenletter. Und dabei hängt die Fraktur unabtrennbar am Dritten Reich, jeder halbwegs klischeebewußte Filmregisseur weiß das und läßt, wenn er Deutschland und Nazis inszenieren will, ein Schild mit Frakturschrift in die Kamera halten. Da steht dann natürlich »Arbeit macht frei« oder »Jedem das Seine« drauf, bestimmt nie »Ich liebe dich«. Die Fraktur ist unverdient gestorben, wir sollten ihr Gerechtigkeit widerfahren lassen. Jeder Grafiker wird Ihnen sagen, daß die Fraktur viel besser aussieht als die runden Schriften, die wir inzwischen benutzen. Das Leben schreibt sowieso in gebrochener Schrift. Aber man predigt tauben Ohren.

Meine hat er damit nicht gemeint. Wir in den Lektoraten haben die alte Schrift wieder eingeführt. Altberg verschwieg taktvoll, daß es auch auf der Kohleninsel Bequemlichkeit und Dummheit gibt, Verständnislosigkeit und sogar Feindseligkeit zwischen einzelnen Abteilungen, die Organisation Kleist wirft seit Jahr und Tag alles, was aus den Lektoraten kommt, in den Papierkorb, sie, die sich die Praktiker nennen, glauben, daß wir, die Theoretiker, wie sie sagen, nichts als unterbeschäftigte, überbezahlte Spinner sind, die von der Realität so weit entfernt kreisen wie Pluto von der Sonne.

Ich bin Mitarbeiter nicht nur der Lektorate, sondern auch der Chronik, des Zeitarbeiterkollektivs, wir haben unsere Neigungen hier unten, eine davon ist die Beschäftigung mit Uhren. Sie gehören zu den faszinierendsten menschlichen Erfindungen. Wir besitzen eine nicht unbedeutende Sammlung, und für die Uhrmacher aus Glashütte, Künstler ihres Fachs, haben wir immer viel Bewunderung gehegt. Das

Zeitarbeiterkollektiv beschäftigt sich mit dem Utopischen Projekt, das inneramtlich, nach der treffenden Bezeichnung eines dissidentischen Künstlers, der mit uns die Vorliebe für Höhlen und das Denken in Jahrhundertdimensionen teilt, das Geschichtsphilosophische Kombinat genannt wird. Dieses Vorhaben genießt das Wohlwollen einflußreicher Kreise, selbst des Ministers, über dessen Fähigkeit zur gedanklichen Vertiefung unserer Arbeit hier unten so mancher Witz kursiert. Aber auch er wußte, was unsere Aufgabe ist: die *Aufgabe im Grunde*, wie sie in den turnusmäßig wiederkehrenden innerbehördlichen Mitteilungen heißt.

Ich tastete mich voran. Sogar ganz oben, dachte ich, gibt es viel Sinn für Begegnungen von Genauigkeit und Schrulle, die manche unter dem Stichwort ›besondere Beziehung‹ abheften. Ich lauschte. Das Geräusch der Schwarzen Mathilde war verstummt. Das Ticken des Narrenturms war zu hören, auch diese Uhr eine der Besonderheiten der Kohleninsel.

– Es gibt kein größeres Geheimnis als das der Zeit, wie Altberg zu sagen pflegt, wenn wir in der Wiener Bibliothek beim Abendkaffee sitzen, vor uns die Träume der Seefahrer und Geographen, die Nacht mit ihren Plänen und Aufzeichnungen, ihrer Schlaflosigkeit, hinter uns einer der Tage, die uns der Wahrheit näherbringen sollten.

Einkreisen des Bedürfnisses nach Vergewisserung

Rohde bevorzugte bestimmte Wege, mit der Pünktlichkeit der Mönche würde er an der Weggabelung, an der ich auf ihn lauerte, auftauchen, anders gekleidet als am Tage, ohne die Kugelkopfpfeife, doch mit der abgeschabten Aktentasche, in der, im linken vorderen Fach, die »Alten deutschen Dichtungen« steckten, die zur Beglaubigung seiner ersten Existenz dienten, oben, in der Legende, die wie ein Kokon aus Spinnenseide um ihn gewebt war. Durch den ehemaligen Luftschutzgang, in dem Kerzenstummel, tote Mäuse und verschimmelte Exemplare des

›Völkischen Beobachters‹ lagen, würde er hinabgelangen, Meno Rohde, mein Feind, meine Liebe, mein Schatten. Jetzt sah ich ihn. Er schien unsicher (die Anfragen, die Klärungen, die einzelnen Verwaltungen), in diesen Gängen konnte man sich selbst als Kundiger, wenn man nicht achtgab, hoffnungslos verlaufen. Auch Rohde trug Helm und Grubenlampe, er zog ein Stück Papier aus der Manteltasche und studierte es im Lampenschein. Ich konnte gelassen abwarten und verborgen bleiben, als er ging, ich sah, daß er einen der alten Gänge benutzte, die mit Steinmetzzeichen versehen waren. Ich wußte, wohin sie führten. Er verschwand im Gang mit dem Wels, Rohde wollte zu Vogelstrom, aber nicht ins Spinnwebhaus, sondern hinunter, in die Tiefe, zur Quelle der Kupfernen Schwester, die einer der acht Arme des Elbischen Flusses ist, der durch den Archipelagus fließt. Dort lag der Riesensaal, in dem wir unsere Feste feierten, die neuen Jahrgänge vereidigt, die Jahreskonferenzen der Kohleninsel abgehalten wurden, dort malte Vogelstrom die Studien zum Revolutionspanorama im Weißen Pavillon bei Barsano in Ostrom, dort malte er das Herzstück des Panoramas, den Altar.

Ich sah der Lichtbrigade zu, die am gegenüberliegenden Bogen der Rotunde, in die der Gang mündete, auftauchte, wie immer arbeiteten die Männer, die in ihren graublauen Kitteln Unmengen von Glühbirnen trugen, lautlos, was bei der Feinhörigkeit der Mauern und Gewölbe hier unten erstaunlich war. Ich beobachtete die Hantierungen, die mit dem Heben eines Zeigefingers begannen, rücksichtsvoll und doch gebieterisch wie das Auftaktzeichen eines Dirigenten, worauf sich die Glühbirne, sonst nur über Leitern erreichbar, wie von selbst aus ihrer Fassung zu drehen schien und in die erwartungsvoll geöffnete Hand des Lichtputzers sank. Von der Rotunde zweigten mehrere Gänge ab. Geflügelte Schatten bewegten sich nahe der Lichtbrigade, und ich fragte mich, ob es Rohde inzwischen gelungen war, eine unbegrenzt gültige Genehmigung für Rundgänge zu bekommen. Wahrscheinlich hat er nur die B-Variante, dachte ich. Obwohl Marn ihn schützt (ich war dem Geheimnis zwischen den beiden auf der Spur, es gab Hinweise in den Akten), ist es kaum vorstellbar, daß er zu allen Bezirken der Kohleninsel Zutritt hat. Ich

dagegen war im Besitz des A-Passierscheins, der nicht allzuoft ausgestellt wurde und mir den Zutritt selbst ins Vorzimmer des Ministers gestattete. Die Behörde prüfte lange, die Ausfertigung dieses Dokuments gehörte zu den Auszeichnungen, und zwar zu den begehrten. Die Lichtbrigade macht eigentlich gar nichts her, dachte ich, sie ist ein wenig zu kurz gekommen, man hat ihre Mitglieder hier und dort aufgelesen, Gestrandete, die bei uns Gelegenheit bekamen, sich zu bewähren, der Behörde und damit dem Staat zu beweisen, daß sie das Gnadenbrot verdienten, das, im übrigen, gar keines ist. Der Alte vom Berge erzählte, wie die Mitarbeiter der Lichtbrigade nach Schichtschluß oft noch beisammensaßen, um beim Bier über ihre Lage und Funktion nachzudenken. Sie selber seien die Gnadenbrotphilosophen, niemand sonst. Es sei nicht unbekannt, daß die Mitarbeiter der Linie xxv (Hausmeisterabteilung) in der Tarifklasse 2B stünden, einer der höchsten, von wegen also zu geringe Bezahlung.

– Sie haben Minderwertigkeitskomplexe, hatte der Alte vom Berge gesagt, sie klagen gern, und doch ist ihnen niemand böse, für die Kunst, zu der sie ihre Arbeit entwickelt haben, gibt es hier viel Sinn. Es ist nicht so, daß Behörden, und speziell diese, mit den schönen, scheinbar überflüssigen oder nutzlosen Seiten des Lebens nichts anfangen können. Übrigens sind die Glühlampen von Narva, unserem Beleuchtungswerk, besser als ihr Ruf.

Mir war, als ob die Reden des Alten vom Berge und Marns in den Gängen widerhallten, aus denen mir jetzt frische Luft entgegenschlug, ich mußte also in der Nähe eines Wetterschachtes sein. Noch immer, selbst nach diesen vielen Jahren, die ich hier unten ein und aus ging, hatte ich das Bedürfnis nach Vergewisserung, tastete die Gangmauern ab, strich mit den Händen über den Stein, der an manchen Stellen schon feucht war, prüfte die Beschaffenheit des Mauerwerks. In dieser Ebene waren die Gänge noch ausgemauert, erst in größerer Tiefe, unterhalb der Telefonabteilung, des Kinosaals und der Lebensmittellager, traf man auf roh belassene Felsdurchbrüche, viele davon noch von der ursprünglichen Zimmerung abgestützt. Ich legte die Hand auf einen Mauerziegel, er war angenehm kühl, mein Taschenmesser ließ sich nur wenige Millimeter in

die Mörtelfuge hineintreiben, wie immer verschaffte mir das Befriedigung, ebenso daß die Maurer am Mörtel nicht gespart hatten, zwischen den Ziegelkanten wölbten sich Mörtelwülste vor. Dort, wo eine Glühbirne ihren Schein ins Dunkel goß, war die hier unten allgegenwärtige Flechte zu erkennen, Rohde hatte sie mit den Augen des Naturwissenschaftlers registriert, es war dieselbe filzige, mißfarbene Art wie im Sanatorium, und mich hatte Rohdes Behauptung erstaunt, sie nirgendwo klassifiziert gefunden zu haben, er hatte ihr den Namen Griseldis, die Graue, gegeben. Der Alte vom Berge war darüber amüsiert gewesen.

– Sie werden noch ganz andere Flora hier unten kennenlernen, lieber Rohde, und die Fauna erst! Eine wahre Fundgrube für einen Zoologen. Zumal für einen, wie Sie es sind.

– Unser Beobachter, sagte der Alte vom Berge zu Marn, Rohde ist ein geborener Beobachter, und Marn bestätigte:

– Ja, Rohde liebt die Langsamkeit, er weiß, daß die Geduld eines der schönsten Geschenke an die Menschenkinder ist, die dieses Geschenk natürlich meistens mißachten. Alles soll schnellschnell gehen, zackzack, keine Umstände, lieber larifari und hudrifludri als gediegen und langsam. Diese Krankheit beginne bereits in klassischen Zeiten, habe ihren Höhepunkt noch nicht erreicht, wir würden uns noch wundern.

– Unsere Mühlen mahlen langsam, hatte der Alte vom Berge gesagt, hier unten ist nichts eilig. Dafür aber heilig (er hatte gelacht), und man sei gründlich. Das Wild sei scheu, und wer es jagen wolle, müsse Geduld mitbringen, genaue Kenntnisse, sonst werde es unweigerlich entwischen oder sogar niemals auftauchen.

– Hingabe und Geduld sind unsere Tugenden, hatte der Alte vom Berge gesagt, Treue zur Sache, wir sind das Schwert und der Schild. Wir sind ein Dienst, und der Dienst steht höher als alles andere, abgesehen von der Idee natürlich, der er dient. Befriedigend, zutiefst befriedigend sei es, im Dienst aufgehen zu dürfen, zu wissen, daß es ein Vorher und ein Nachher gebe, das die Begrenztheit des Einzelnen, die oft mehr hinderlichen als förderlichen Umstände seiner individuellen Existenz aufhebe, ihren Umriß

unkennlich mache und verwische im Großen Ganzen, von dem man dennoch Teil bleibe, dankbar dienend, bedankt vom Dienst.

– Man muß Zeit mitbringen, aber man bekommt sie auch. Zehn Minuten oben – Stunden hier unten, das mächtige Geschenk der Zeit. Ich greife vor, hatte der Alte vom Berge gesagt, für Sie stehen zunächst andere Angelegenheiten auf dem Plan. Sie werden in die Lehre gehen und sich bewähren müssen. So der Alte vom Berge, vor wie vielen Jahren? dachte ich.

Ich wartete noch, bis die Lichtbrigade verschwunden war. Die verinnerlichte Konspiration: Wer gesehen wird, hat einen Fehler gemacht. Ich befand mich noch in der ersten Ebene und würde bald auf die Erweiterungen des Lichtzustandes treffen, wie die Sprache der Akten zunehmende Helligkeit umschrieb. Bevor man an die Förderkörbe und damit in die tiefergelegenen Ebenen gelangte, mußte man sich anmelden, ein zweites Mal, auch wenn man, wie ich, über einen Schlüssel zu den Sonderzugängen verfügte, zu den Treppensystemen, über die in die Tiefe vorzudringen freilich viel länger dauerte. Es gab nicht nur den Pförtner oben in der Haupthalle der Kohleninsel, es gab seine Kollegen hier in den Gängen, und sie versahen ihren Dienst nicht minder pflichtbewußt, obwohl der unterirdische Dienst bei ihnen weniger beliebt ist als der oberirdische. Es gab ein ganzes System von Pförtnern, von An- und Abmeldungen, und nur auf der Brücke nach Ostrom schien es in letzter Zeit nachlässiger geworden zu sein. Auf der Kohleninsel aber funktionierten die Kontrollen nach wie vor tadellos, es schien ein diesbezüglicher Ehrgeiz zu existieren, ein Kontrollehrgeiz, die Behörde war, was die Kontrollen und überhaupt ihr innerbetriebliches System betraf, um so strenger geworden, je stärker die Auflösung draußen, an der Oberfläche, spürbar war.

– Wir müssen denen zeigen, was Haltung ist, hatte einer dieser Pförtner, der in einer der entlegensten Logen der ersten Ebene seinen Dienst versah, zum Alten vom Berge und zu mir gesagt, wir waren auf einem Rundgang gewesen. Wer, wenn nicht wir, Genosse Altberg, soll

diese Haltung bewahren, es ist ja nicht mit anzusehen, geschweige denn zu begreifen, was geschieht.

– Bravo, Genosse, das ist eine japanische Haltung, sie gefällt mir, hatte der Alte vom Berge den Pförtner gelobt. Die Japaner geben niemals auf, sie sind uns Europäern überlegen in Disziplin und Ehrgefühl, mich wundert, daß sie uns noch nicht zu Sushi verarbeitet haben. Das kommt vielleicht noch.

– Wissen Sie, Genosse Altberg, sagte der Pförtner, daß es über zehn Jahre dauert, bis man ein Meister der Sushiküche wird? Vorher ist man nichts als Lehrling und Novize, der Meister befiehlt, den Dreck wegzuräumen, und der Novize muß den Dreck wegräumen. Der Meister befiehlt, die Messer zu reinigen, der Novize verneigt sich vor dem Meister und vor den Messern und poliert die Klingen ohne Widerrede. Das müßten wir auch einführen, das wäre ein ausgezeichnetes Mittel gegen die Schlamperei und Nachlässigkeit. Die Abteilung Ozeanien hat wieder das Licht brennen lassen, obwohl ich schon x Rundschreiben herausgegeben und an ihre Türen genagelt habe.

Rohde war verschwunden, aber ich sah seinen Namenszug in der Kladde, die mir »Schleiereule«, der Pförtner, zum Unterschreiben hinschob. Vogelstroms Namenszug sah ich nicht, so daß ich mich fragte, ob Rohde tatsächlich hinunterwollte. Er wußte, daß Vogelstrom es nicht schätzte, wenn man seine Bilder ohne ihn betrachtete. Außerdem liebte Rohde die Erklärungen des Malers, seine Ausführungen zur Geschichte der Malerei und ihrer Techniken, seinen scharfen und überaus belesenen Geist. Niemand kam an den Pförtnern vorbei, ohne sich einzutragen. Also war Vogelstrom entweder nicht unten oder im Besitz eines Schlüssels zu den Sonderwegen, aber davon hätte ich wissen müssen, die Anträge darüber landeten in der Hauptverwaltung Aufklärung. Hatte man mich übergangen? Dieser Gedanke beunruhigte mich. Zugleich aber war das die Gelegenheit, Rohdes Stübchen aufzusuchen und ein wenig in seinen Papieren zu stöbern. Es gab zwei Stübchen: das oben im Tausendaugenhaus (aber dort bestand die Möglichkeit, von der schrecklichen Frau Honich, der Pionierleiterin, ertappt zu werden) und das

hier unten, seinen Arbeitsplatz auf der Kohleninsel. Zu dieser Zeit herrschte wenig Betrieb in der Hauptabteilung xx, zuständig für Kunst, Kultur, Kirche, Staatsapparat und Untergrund.

Logbuch

1. 8. 2015 Sonnabend

Ruhige See. Castor und Pollux im Sternbild Zwillinge über dem Stier, dessen Hauptstern den Plejaden folgt. Karte Argo von Treva gezeichnet.

2. 8. 2015 Sonntag

Abschluß der ersten Fassung meines Beitrags zum 25. Jubiläum der Wiedervereinigung. Die Fassung geht, nach Kontrolle und Überprüfung sämtlicher Daten, in unsere Rohrpost, der nun folgende Prozeß heißt Die Genehmigung. Karte Brenta von Treva gezeichnet.

10. 11. 2021 Mittwoch

Wie es begonnen hat. Warum sitze ich, im Jahr zwei Corona, in einer mit Bürsten vom Bürstenbinder Zwazl (s. Operativer Vorgang »Reinigung«) und »Nautik«-Seife aus den Beständen des Flottenamts geschrubbten Kajüte und suche in meinen Aufzeichnungen nach Klarheit?

Ich: Fabian Hoffmann, Jahrgang 1968, aus Dresden, Filmvorführer, Dissident, Angehöriger der Novalisklasse der Kohleninsel, Chronist. Der im Dezember 1989 zum ersten Mal den Decknamen »Nemo« auf einem Blatt Papier sah und noch in der Nacht seiner letzten Vorführung im Urania-Kino beschloß, »Nemo« zu folgen, auch wenn das bedeuten würde, in die Kohleninsel einzutreten. Einer von ihnen zu werden, um »Nemo«

folgen zu können. Die neue Kohleninsel würde der Demokratie dienen. »Nemo« folgen: in die Sicherheit. Wenn es sein mußte, bis auf den Grund, bis ganz nach unten.

Die Chronik ist teils in Quarantäne, teils im Home-Office, letzteres auf unbestimmte Zeit. Bedroht war die Chronik schon immer. Nicht jeder hat ein Interesse an der Darstellung dessen, was war – soweit es überhaupt möglich ist, das, was war, darzustellen. Nicht jeder liebt sie, die Konfrontation mit dem Gedächtnis. Ich bin nicht mehr offizieller Mitarbeiter der Chronik, damit auch nicht mehr der Tausendundeinenachtabteilung. Ich habe meine Wohnung in der Republik der Seeungeheuer verloren, hause, meine Siebensachen in dem von Muriel gefertigten Seesack, auf der »Nimrod«. Treva hat sich verändert. Mir erscheinen die Jahre vor 2015 wie eine kaum mehr glaubhafte, im Unwirklichen versinkende Zeit. Was ist geschehen, woher diese Düsternis?

Arme aus Schrift, die ins Dunkel tasten, wo bist du, ist da wer, bin ich ein Planet, um eine Sonne kreisend, die ihn, in gehörigem Abstand, mit Wärme nährt und mit Vernichtung bedroht, bin ich ein Tiefseewesen, driftend in seiner natürlichen Umgebung, mit hinreichenden, aber rudimentären (im Vergleich zu den Lebewesen da oben – dringt etwas von ihnen nach hier unten, doch, das Konfetti ihrer Zersetzung) Sinnesorganen ausgestattet, Bewohner eines fließenden Bergwerks, das mächtige, schreibt Péter Nádas, unüberblickbare, von Tiefenströmungen durchzogene Wasser, dessen Sog mich erfaßt, dieser vertraute, einer Werbung ähnelnde Kampf.

Ad fontes. Wo »Nemo« an der Arbeit ist, »Nemo«, dessen Spuren ich verfolge, mein Begleiter hier unten, mein Schatten. Ich werde die Nachtwachen fortsetzen, werde den Stimmen der Inoffiziellen Mitarbeiter folgen, den Garnen, der *Aufgabe im Grunde*.

3. 8. 2015 Montag: Die Trevische Nachrichtenagentur

Das, was ist. Das aber, was ist, ist in Form von Nachrichten. Willkommen, sagte ich mir jeden Tag, an dem ich die Hohe Pforte der Torwächter durchquerte, willkommen in der Trevischen Nachrichtenagentur, abgekürzt tna, unserem Nachrichtendienst, unserem Quasimonopolisten. Ich passierte die Sicherheitsschleusen, in denen die Linie xxv, zu der die Pförtner und die hauseigene Security inzwischen gehörten, Kontrollen vornahm, ließ mich registrieren wie an Hunderten Tagen vorher, indem ich, ebenfalls wie an Hunderten Tagen vorher, an Gespräche dachte, die ich in der Trevischen Nachrichtenagentur geführt hatte (oder die mit mir geführt worden waren), an Dialogfetzen, Szenen, an das, was uns ausmachte. Wie so oft tauchte der Colonel vor meinem inneren Auge auf, Ferenc Rainer de Manko-Bük, mein Chef im Flottenamt und Chefredakteur der Trevischen Nachrichtenagentur als Teil der Tausendundeinenachtabteilung, ein Nachrichtenmann von altem Schrot und Korn, wie es sie kaum noch gab. Er pflegte eine Liberalität britischen Zuschnitts, mit einem Schuß Franzosengeist, wenn man darunter die Liebe zur Nation, im guten Sinne, versteht. Wie viele langgediente Chefs liebte er es, jüngeren Mitarbeitern, die zuhören konnten (oder mußten), aus seinem windungsreichen Wanderleben zu erzählen, wobei natürlich gewisse Maximen immer wiederkehrten, die mich immer wieder dazu brachten, über den Umstand nachzudenken, wie alles Leben, mag es auch siebzig oder achtzig Jahre währen, wie es in der Bibel heißt, in der Rückschau auf wenige Momente zusammenschnurrt, wenige existentielle Augenblicke und Erfahrungen, aus denen dann für die nachfolgenden Generationen Sinnsprüche herausgepreßt werden, welche die nachfolgenden Generationen oft mit dem Blick zur Uhr aufnehmen.

– Nichts Neues unter der Sonne. Aber unter dem Mond. Wir sind doch alle Romantiker. Und hatte sich eine seiner usbekischen Lungenraspeln angesteckt, die er aus einem Laden in Brenta bezog, in dem außer Tabak

und Zeitschriften auch Tickets für Aeroflot verkauft wurden. Der Colonel war Mitglied im Marineclub, wo man sich am ›Leuchtenden Schwein‹, unserer hauseigenen Satirezeitschrift, ergötzte, die ›Times‹, das ›Prager Tagblatt‹, die ›Rote Fahne‹ las, den auf großformatigen Schinken dargestellten Haudegen zuprostete, die noch ganze Kontinente in den Besitz der Krone gebracht und dabei das eine oder andere Massaker angerichtet hatten, aber überaus korrekt mit den Gefangenen umgegangen waren. In diesem Klub waren keine Frauen zugelassen, was der Colonel ausdrücklich begrüßte. Inzwischen hätten selbst die Wiener Philharmoniker Frauen in ihre Reihen aufgenommen, die Trevische Philharmonie sei schon lange eingeknickt, er habe den letzten Harfenisten noch gekannt. Ein Trauerspiel, dieser Verfall der Sitten. Usbekische Zigarren, dachte ich im Weitergehen, brachte man nicht ohne weiteres mit unserem Newsroom zusammen, in dem sich Monitor an Monitor reiht und unsere Hipster, ungebärdig und idealistisch, wie sie sind, mit den Bildern der Bildagenturen jonglieren. Aber auch den Scotch, den Colonel Rainer stets in Griffweite hatte, brachte man wohl nicht ohne weiteres mit dem Newsroom zusammen, seiner Sauberkeit, seinem aus Glasfasern gespeisten Flimmern, mit dem eine neue, vollkommen unverständliche Generation auf vollkommen selbstverständliche Weise heranwächst. Ferenc Rainer war an Schreibmaschinen groß geworden, er hatte die Zeiten noch erlebt, als in der Trevischen Nachrichtenagentur Fernschreiber gestanden hatten und Meldungen aus Kairo oder Kapstadt per Pressetelegramm geschickt worden waren.

Doch war er weder sentimental noch nostalgisch, er war, wie alle Journalisten, auf Neues erpicht und hatte nichts gegen den Fortschritt der Technik. Wir nannten Ferenc Rainer, den Colonel, ffolkes nach einer Figur, die von Roger Moore gespielt worden war, ffolkes mit zwei kleinen f. Rufus Excalibur ffolkes liebte Katzen, trank Whisky ohne Umweg über ein Glas, konnte Frauen nicht leiden, drillte auf seinem schottischen Schloß ein Privatkommando für Aufgaben leicht neben der Legalität. Wenn er sich konzentrieren wollte, zog er einen Stickrahmen hervor und stickte an einem Katzenbildnis weiter, das ihn seit Jahren beschäftigte. Für das

Kreuzworträtsel der ›Times‹ brauchte er weniger als zehn Minuten. Ferenc Rainer, unser ffolkes, fragte Praktikantinnen mit ausgeprägten Wölbungen, ob sie sich schon auf Silikonunverträglichkeit hätten testen lassen, Praktikantinnen mit nicht so ausgeprägten Wölbungen, warum sie nicht zu ihrer Männlichkeit stünden. Er nahm keine Rücksicht auf Verordnungen, die seinem Gerechtigkeits- und Wirklichkeitssinn zuwiderliefen oder seine Freiheit angriffen, wozu die Freiheit seines Scotchs von Reinheitsgeboten gehörte. Das Geschäftsmodell der Trevischen Nachrichtenagentur war bedroht: seit es das Internet gab, war der Wert der Ware Nachricht rapide gesunken. Wofür wir Geld verlangten, stehe, hieß es, kostenlos im Netz. Guter Journalismus mußte sich auf einmal erklären, seine Notwendigkeit beweisen. Den Zeitungen brachen die Anzeigen weg, mit denen sie sich hauptsächlich finanzierten, in der Folge brachen uns die Zeitungen weg, oft mit dem Argument, daß kein Leser die Artikel der Trevischen Nachrichtenagentur vermißte, ja, daß die Leser nicht einmal wüßten, daß diese Artikel von uns und nicht von einem Redakteur der jeweiligen Zeitung stammten. Viele Zeitungen begannen sich neu zu erfinden, wollten unverwechselbar sein, und auf dem Weg zur Unverwechselbarkeit waren wir mit unseren wenig individuellen Nachrichten nur ein Hindernis. Rainer hatte diesen Trend schon früh bemerkt und gegenzusteuern versucht, allerdings nicht sehr erfolgreich. Die Märkte waren nicht nur schwach und anspruchsvoll geworden, sondern, und das war das Hauptproblem der Trevischen Nachrichtenagentur, immer unterschiedlicher, sie verwendeten immer weniger der von der Agentur angebotenen Nachrichten, kritisierten die Preise, wollten nicht mehr den ganzen Dienst, sondern nur noch die Rosinen bezahlen, warfen der Agentur vor, daß die Nutzungsquote des Materials zurückgehe – wenn man das Angebot vergrößert, um den Wünschen der Kunden nachzukommen, ohne daß der Umfang der Zeitungen zunimmt, muß die Quote des genutzten Materials sinken.

Der Colonel wußte, daß Nachrichtenagenturen langsam sterben. Nicht der Infarkt oder Schlaganfall sei charakteristisch für ihr Sterbeverhalten, sondern das Siechtum. United Press International, die UPI, in der Rainer

angefangen hatte, einst eine der größten und stolzesten Nachrichtenagenturen, gehörte inzwischen der sogenannten Vereinigungskirche des Koreaners Moon. Der Brief, den Virgil Pinkley, Vizepräsident der United Press und deren Generaldirektor für Europa, einst an einen Vorläufer der Trevischen Nachrichtenagentur geschrieben hatte, hing gerahmt in Rainers Büro.

Bedrohtes Geschäftsmodell: Noch galten sie, die Grundsätze, die einst im »Codex für journalistische Ethik« der Wisconsin Press Association formuliert worden waren und die jedem Mitarbeiter der Trevischen Nachrichtenagentur, und nicht nur ihnen, bei der Einstellung vorgelesen wurden: »Wir sind der Auffassung, daß eine Zeitung die volle Wahrheit und nichts als die Wahrheit in allen Angelegenheiten veröffentlichen sollte ... Nach unserer Auffassung hängt der Erfolg einer Demokratie von einer fundierten öffentlichen Meinung ab; die Zeitung soll ... dazu beitragen, daß eine fundierte öffentliche Meinung geschaffen und erhalten werden kann.« Nun war zwar die Trevische Nachrichtenagentur keine Zeitung, jedenfalls noch nicht (allerdings waren in letzter Zeit Gerüchte aufgekommen, unsere ohnehin schon enge Zusammenarbeit mit der ›Wahrheit‹, dem Flaggschiff des trevischen Journalismus, würde noch enger werden), ich wußte aus dem Sekretariat für Fusion, daß es Pläne gab, die Trevische Nachrichtenagentur und die ›Wahrheit‹ zu verschmelzen. Viele Journalisten der ›Wahrheit‹ hatten bei der Trevischen Nachrichtenagentur angefangen, umgekehrt gingen unsere Journalisten an der Speerspitze ein und aus, wo die ›Wahrheit‹ ihren Sitz hatte. Wir nennen das »die Außendarstellung«, kurz Außen Eins (die ›Wahrheit‹) und Außen Zwei (die ›Trevische Allgemeine‹). Was die Verflechtungen zwischen ›Wahrheit‹ und Trevischer Nachrichtenagentur einerseits und Tausendundeinenachtteilung andererseits anbelangte, so veröffentlichten viele Journalisten der ›Wahrheit‹ Bücher und Schriften, die für die ›Wahrheit‹ zu umfangreich waren, im Hermes-Verlag, manche Journalisten hatten ein formales Anstellungsverhältnis in der 1001 (unser gängiges Kürzel), schrieben aber hauptsächlich für die ›Wahrheit‹, manche hatten ein formales Anstellungsverhältnis in der ›Wahrheit‹,

schrieben aber hauptsächlich für uns, arbeiteten als Lektoren oder in der Trevischen Nachrichtenagentur. Ich beobachtete unsere Hipster im Newsroom, die Monitore flimmerten, Nachrichten, Bilder im Sekundentakt, und dachte an eine Bemerkung Lionels am Rande einer unserer Fechterrunden, daß nicht nur die Verbindung zwischen der Tausendundeinenachtabteilung und der ›Wahrheit‹, die inzwischen auf dem Weg zu einem Medienkonglomerat war (wie auch die Trevische Nachrichtenagentur längst nicht mehr nur Texte und Bilder anbot, sondern Blogs, Vlogs, Streams, Audiodateien, Grafiken, Portfolios für sogenannte Nichtmedienmärkte, meist Unternehmen), sodann die Verbindung zwischen Trevischer Nachrichtenagentur und ›Wahrheit‹ zu einer tna-Wahrheit, wie Lionel sagte, und der tna-Wahrheit wiederum mit der Tausendundeinenachtabteilung, daß also nicht nur diese Verbindungsverbindungen Fortschritte machten, sondern auch die Verbindungen der Bilder, das heißt derer, die sie lieferten, Lionel meinte, er wisse nicht, ob es außer unserer Agentur Zentralbild, einer Tochter der Trevischen Nachrichtenagentur, und ihrer größten Konkurrentin, Getty Images, überhaupt noch unabhängige Bildagenturen gebe. Der Colonel verwies auf die Websites der Bildagenturen: Mauritius Images und plainpicture, Stocksy und F1 online, Shutterstock, Bulls Press und die Spezialbildagenturen von Stockfood (für Lebensmittel, gern von Restaurants für Flyer und Speisekarten gebucht) über Okapia (Tierfotografien), laif (Reportagefotos), Disability Images (Fotos von Menschen mit Beeinträchtigungen), pixathlon (Sportbilder), Mother Image, die Women's Lifestyle propagierten. Der Colonel meinte, sie gehörten inzwischen alle zu Zentralbild. Nachrichten hielt er (zunächst und grundsätzlich) für Irrtümer, erklärte den Volontären, indem er ein Flugzeug durch den Newsroom kreisen ließ, keine Drohne, sondern ein Modell aus Kunststoff, das er am ausgestreckten Arm hielt:

– Ein Irrtum, meine Damen und Herren, wenn Sie glauben, daß auf den Flügeln der Nachricht auch schon die Wahrheit sitzt. Nachrichten können lügen, das ist trivial und nicht das, was ich meine. In diesem Flugzeug, das wir Nachricht nennen, sitzen ein paar hundert Passagiere, und nur

manche von ihnen arbeiten für die Wahrheit, die anderen sind Touristen, die vom Urlaub träumen, Lobbyisten, die für die Firma unterwegs sind, die das Flugzeug baut, in dem sie sitzen, Geschäftsleute, die gar nicht mit Wahrheit, sondern mit Obst, Feuerwerkskörpern und Öl handeln, hauptsächlich aber mit Waffen und Kosmetik, und gewiß ist auch der eine oder andere Terrorist dabei, dessen Wahrheitswerkzeuge es hoffentlich nicht durch die Flughafensecurity geschafft haben. Dann natürlich noch die Crew und diejenigen, welche die Plätze im Flugzeug verkaufen und deren äußerste Boten beim Check-in unser Gepäck entgegennehmen, falls es nicht zum Schalter für Sperrgepäck muß.

Nachrichten seien die aus einem Ozean voller Fischschwärme geangelten Fische. Der einzelne Fisch aber könne nicht für den Fischschwarm stehen, auch wenn der Ozean längst an Überfischung leide und eine Makrele zugegebenermaßen so gut wie die andere sei. Er wolle damit sagen, daß eine Nachricht stets nur der sichtbare Teil der Wahrheit sei.

Wohl nur wenige der Menschen, die in Treva eine Zeitung aufschlugen oder anklickten, verwandten einen Gedanken darauf, woher die täglichen Nachrichten kamen. Vielleicht studierten sie die Namen der Korrespondenten, die aus Peking oder Moskau, New York und Istanbul berichteten, doch selbst unter diesen wenigen Menschen mochte es nur eine Handvoll sein, die sich für die Kürzel oder Namen unter den Artikeln interessierte, die nicht von einem dieser Korrespondenten stammten, tna, AP oder AFP, dpa, TASS, ANSA, PAP, Reuters und Belga, Xinhua, KNA, EFE, und vielleicht gaben sich von dieser Handvoll zwei mit dem Gedanken zufrieden, es handele sich um die Kürzel oder Namen von Journalisten. Mich erstaunte immer wieder, wie wenig die meisten Menschen, obwohl sie fernsahen, im Netz unterwegs waren, Tageszeitungen lasen, die immer häufiger in Artikel gebetteten Videos anklickten, Radio hörten, über Nachrichtenagenturen wußten. Keine Tageszeitung und kein Fernsehsender konnte es sich leisten, auf Nachrichtenagenturen zu verzichten, nur wenige Zeitungen leisteten sich noch Auslandskorrespondenten, was bedeutete, daß die meisten Zeitungen, die

Auslandsnachrichten bringen wollten, auf Agenturmaterial zurückgriffen. Entsprechend galt das auch fürs Inland. Der Colonel verband den Nachrichtenstrom mit den vier in der Bibel erwähnten Wassern, die aus dem Garten Eden flossen: Pison, Gihon, Euphrat und Hiddekel, sie alle vermischten ihre Wasser zu einem einzigen, die ganze Welt überspülenden Strom, Twitter, Facebook, Google, AP alias Associated Press, Reuters, AFP alias Agence France-Presse und die tna, die Trevische Nachrichtenagentur. Die tna unter die Big Player zu rechnen war vermessen, zumal der Colonel die größte Nachrichtenagentur, Xinhua, Neues China, nicht erwähnte. Und was er ebenfalls nicht erwähnte: Woher eigentlich die Nachrichtenagenturen ihre Nachrichten bezogen.

– Wenn Sie etwas nicht verstehen, müssen Sie ad fontes gehen, pflegte er zu zitieren. Ad fontes: zu den Quellen. Er war wohl tatsächlich ein Romantiker. Die Wahrheit über die Verhältnisse stimmte mit der wahrgenommenen Wahrheit über die Verhältnisse nicht überein. Nachrichten trafen auf ungläubige Leser und Zuschauer. Wie sollten sie, die Leser und Zuschauer, auch wissen, daß hinter so manchen Nachrichten der Trevischen Nachrichtenagentur der Erdölinformationsdienst stand, für den wiederum unsere Rohstoffspezialisten aus der Tausendundeinenachtabteilung schrieben, von denen wiederum einige im Referat Rohstoffe des Wirtschaftsministeriums (Wimini) arbeiteten.

Ich blieb stehen. Gerade dieses Stehenbleiben war auffällig, hier, wo alles in Bewegung war. Wo die Schreiber, wie hier die Redakteure hießen, unablässig telefonierten, Texte übersetzten, strukturierten, umstellten, durchs Rechtschreibprogramm jagten, zum Gegenlesen an den Dienstleiter, den Slotter, gaben, der vor seinen Bildschirmen saß und aufs Eingangsgerät, auch Slot genannt, starrte: Böblinger, ein stets optimistischer, mit allen Nachrichtenwassern gewaschener Mensch, der in großer Schnelligkeit (auf mich wirkte es reflexhaft und intuitiv, doch wußte ich, daß er aus Erfahrung handelte) Nachrichten aussortierte, die unverwendbaren unter die Löschtaste des Slots, die verwendbaren, an denen nur wenig zu korrigieren war, auf den Redaktionscomputer

daneben, wo er sie gleich selbst bearbeitete, diejenigen Meldungen, an denen mehr zu tun war, auf die Bildschirme der Schreiber, mit einer knappen Bemerkung. Zu übersetzende Meldungen druckte er aus, diese Meldungen kamen oft von Unserem Mann in Pakistan, Sri Lanka und Bangladesh, der nur englisch sprach und normalerweise seine Meldungen Unserem Mann in Neu-Delhi übermittelte, der die Meldungen übersetzte, veredelte und an die Zentrale weiterleitete. Die Arme Böblingers bewegten sich zwischen Eingangskorb- und Ausgangskorb, was im Eingangskorb schwand, wuchs im Ausgangskorb, was im Ausgangskorb schwand, schien im Eingangskorb nachzuwachsen, ohne daß der Assistent, ein Jüngling mit Bart und großem Wissen über Fair Trade, der nach altem Brauch als Schreibermoses bezeichnet wurde, in gleichem Maß nachfüllte, wie Böblingen entnahm oder die Körbe selbst mittels einer Hand von Böblingen entnahmen (die Hand kurvte wie die träumerisch fliegenden Papiere, die unsere Computer beim Herunterladen von Dateien einspielten), der Drucker druckte Dienstmeldungen aus, Böblingen sortierte sie mit der linken Hand, während die rechte Eingangskorb- und Ausgangspapiere umverteilte, nach Gültigkeitsdauer, wobei zwei Holztafeln, Bingo und Bongo genannt, als Ablage dienten: auf Bingo alle kurzfristigen Dienstmeldungen, sie waren nur für den Tag von Bedeutung, auf Bongo dagegen alle Informationen, die, weil sie über längere Zeit beobachtet werden mußten, für den Böblingen ablösenden Kollegen interessant sein würden.

4. 8. 2015 Dienstag: Das Seeminenreferat

Flottenamt, Erdölinformationsdienst, das Rosinenreferat im Wirtschaftsministerium mit seinen Schwebfliegenforschern, die mit dem Flottenamt seit Jahr und Tag Papierkrieg führen, die Dorotheenbehörde, die Tausendundeinenachtabteilung und ihre Lektorate: manchmal frage ich mich, ob wir existieren, und wenn ja, in welcher Form. Zu meinen Verträgen, meinem Vertragswust, wie der Colonel sagt, gehört eine

grundlegende Unsicherheit: einerseits bin ich Mitarbeiter der Chronik, die der Colonel auch als unsere Abteilung Kriegstagebuch und Kriegsarchiv bezeichnet, so wie es im Ersten und Zweiten Weltkrieg solche Abteilungen gegeben hat, andererseits bin ich Mitarbeiter des Flottenamts im Referat für Seeminen, Abteilung Bekleidung/Ausrüstung, doch löst sich dieser Widerspruch (oder Zwiespalt) bei näherer Betrachtung auf: die Chiffre 1001 findet man in den internen Berichten, wir gehören zur Kohleninsel, zur Sicherheit, und sind, wenigstens behauptet das der Dienstweg, dem Verteidigungsministerium berichtspflichtig. Im Verteidigungsministerium, das mit der Kohleninsel West, genannt »Das Auge«, noch engere Verbindungen unterhält als mit der Kohleninsel Ost, genannt »Das Ohr«, herrscht eine gewisse Unsicherheit in bezug auf uns, immer wieder kommt es zu Anfragen, Revisionsbegehren, werden, wenn ein neuer Chef (zur Zeit eine Chefin, Brigitte Ursula von Cremmen) im Verteidigungsministerium aufschlägt, externe Berater hinzugezogen, die »den ganzen Laden«, wie wir im Verteidigungsministerium, abgekürzt Vemini, oft genannt werden, von oben bis unten durchleuchten und auskehren sollen, was aber, da wir wiederum unsere Berater bei den externen Beratern haben, in der Regel mißlingt; der Colonel ist ein langmütiger Mensch und hat sich meines Wissens nur einmal dazu hinreißen lassen, die sogenannte Aktion Schwarz zu starten, nach der, ebenfalls in der Regel, der Rücktritt des Verteidigungsministers erfolgt.

Das Seeminenreferat hat, wie so vieles bei uns, eine lange Tradition. Ein eigenes Büro hat es nicht, aber einen Schreibtisch: meinen. Neben mir sitzt, wenn er nicht die Hafenwetterwarte und die korrekte Anbringung der Ahmings, der Tiefgangsmarken, der Plimsoll- und der Lademarken an den trevischen Schiffen kontrolliert, Rasmussen, ich kenne ihn nur unter diesem Namen, habe noch nie seinen Vornamen gehört. Ich höre überhaupt wenig von ihm. Es kommt vor, daß er wochenlang schweigt, dann kommuniziert er nur über hausinterne Mails oder die Rohrpost, wenn sie nicht streikt. Die Seeminen gehören nicht in seine Zuständigkeit, wie ich umgekehrt nichts auf der Hafenwetterwarte zu suchen habe, das ist vermintes, rein dänisches Gebiet. Der erste menschliche Laut, ein

mürrisches Ächzen, soll dort erklungen sein, als ein Däne mit grönländischem Migrationshintergrund die Wetterwarte zu betreten wünschte. Stolz macht mich die Ahnenreihe an der Wand. Ein Foto des jungen Ove Sprogøe ist dabei. Sprogøe, der später so berühmte Darsteller des Egon Olsen aus der »Olsenbande« von Erik Balling und Henning Bahs, war im Zweiten Weltkrieg Mitarbeiter des Seeminenreferats. Zu den Eigenheiten des Referats und seiner Mitarbeiter gehört eine Vorliebe für die Vogelkunde, die Ornithologie. Mein Vorgänger hat einen ausgestopften Riesenalk zurückgelassen. Rasmussen klebte eines Tages einen Zettel an sein Gefieder: Ich weiß, daß du ausgestorben bist. Dienstfahrten auf die trevische See, Planquadrate nach alten, unkartierten Seeminen absuchen ist eintönige Arbeit, die kartierten Seeminen wandern, müssen neu verzeichnet werden, dergleichen schärft das Auge. Der eine und andere Band zur Vogelkunde hat nach dem Tod seines Besitzers das Referat nicht mehr verlassen.

Seit der Scheidung von Elisabeth wohne ich in der Republik der Seeungeheuer, amtlich vom trevischen Senat, der die Miete einzieht, als Marineblock bezeichnet. Elisabeth Delanotte, Chefin der 1001, Abgeordnete der Grünen, Mitarbeiterin im Architekturbüro Kastan, Delanotte & Partner (das Arbeitsverhältnis ruht allerdings), fand eine Eigentumswohnung im Dänischen Viertel, Alexandra-Barsano-Projekt mit Freundinnenrabatt, hundertfünfzig Quadratmeter in unserer von Wohnungsnot geplagten Hauptstadt, Vorschuß aufs Erbe vom Papa, Entwicklungshilfe vom alten Grote. Meine Wohnung liegt im fünften Stock von Haus H, hat ein Bad mit Fenster (das ist nicht mehr selbstverständlich), Blick über den Sund, zu dem sich die Elbische Bucht verbreitert, auch Strohmeer genannt der hellen Farbe des Wassers an Sonnentagen wegen.

Die Karte der Seeminen